Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 19

Artikel: Der Meister

Autor: Baer, Ernst Kurt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670690

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

salen der Wirklichkeit, aus der drückenden Enge des Alltags drängte es ihn dann nach Trost und Erhebung, die er immer wieder in der freien, von der Kultur noch unberührt gebliebenen Natur fand. Und oft nahm er seine Zusslucht auch zum Metaphysischen.

Eines Nachts, als wir, von einer längeren Wanderung zurückkehrend, auf einer Bergeshöhe etwas ausruhten und versonnen in das vom Mondlicht umwobene Rheintal hinabschauten, sprach Hans von Goethes Gedicht "An den Mond" den ersten Vers:

> Füllest wieder Busch und Tal Still mit Nebelglanz, Lösest endlich auch einmal Meine Seele ganz

in solch herzenswarmem, naivem Tone vor sich hin, daß ich zum ersten Male die tiese Sehnsucht Goethes, endlich einmal befreit, losgelöst zu sein von all der Erdenschwere und Erdgebundenheit, so recht inständig empfand.

An einem heißen Oktobertag des Jahres 1913 trat droben im Berg der Tod an das Bett des schwer mit dem Atem kämpfenden Hans, nahm ihm Ahle und Zwirn für immer aus der Hand und erlöste ihn von allen Nöten seines Daseins. Als ich mich beim Hause ein= fand, um dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweisen, blühten im Gärtchen in allen Farben die Astern, jene mir so sympathischen Herbst= blumen — die Totenblumen unserer Gärten, welche erst dann ihr volles Leben zeigen, wenn die Natur sich zum Sterben anschickt. Der Ver= storbene wurde von vier Männern auf einer Bahre zu Tale getragen und begraben auf dem stillen Gottesacker des Dorfes, wo all die Ar= beits= und Wandermüden ihre letzte Ruhestatt finden. Der Geistliche hielt dem teuren Abge= schiedenen eine ergreifende Predigt über die Worte: "Du lässest sie dahin fahren und sind wie ein Schlaf."

In der Krone der alten Friedhoflinde raunt ein uraltes Geheimnis. In ihren Zweigen singen die Vögel jedes Frühjahr die Weisen, die der tote Schläfer vom Berge ungesungen mit sich zu Grab getragen.

Mit den Schwalben.

Wenn die Schwalben wieder kreisen Mit dem lieblich-leichten Flug, Faßt mit ihren hellen Weisen Mich der alte Wanderzug.

Und mein Herz pocht auf und nieder Zu der Füße raschem Schwung. Und im heifern Fluß der Lieder Bin ich, ach, so jung, so jung. Möcht' die flinken Mädchen kuffen Und ihr Allerliebster sein. Aber nur nicht bleiben muffen, O da wehrt' ich kräftig: nein!

Kann noch nicht zu Kause sitzen Wie der feure Großpapa. Doch wo frische Augen blitzen, Bin ich slink und fröhlich da.

Wenn die Schwalben wieder fliegen, Lockt's auch mich zu freiem Flug. Aber einst wird es sich fügen, Ward des Reisens mir genug.

Heinrich Fischer.

Der Meister.

Von Ernft Rurt Baer.

In Penzig bei Wien wohnte er einige Jahre in einem kastensörmigen, einstöckigen Hause. Die Vorderfront machte einen armseligen Ginsdruck; die andern drei weißgetünchten Mauern verkörperten in ihrer entsetzlichen Öde die Trostslosigkeit selbst. Um nichts besser war die Umsgebung. Der Garten mit seinen dürren Grässern und den sandbestreuten Fußwegen und die alte, von Schlingpflanzen umrankte Laube verzieten eine peinliche Dürftigkeit. Nichts deutete

auf ein trautes Heim hin, aber vieles auf ein Trauerhaus. In den äußeren Rahmen paßte das Innere des Häuschens. Höchst einfach war auch das Zimmer im ersten Stock, in dem der Meister arbeitete, eingerichtet. Ein Stehpult war da, ein Schriftkasten, ein Schaukelstuhl, ein gebrechlicher Schreibtisch und einige Rohrstühle.

Vor dem Schreibtisch, über Manustripte gebeugt, saß der Besitzer dieser Herrlichkeiten, ein großer, starker Mann. Die hochgewölbte Stirn verriet den geistigen Arbeiter; ein Zwicker saß auf dem scharfgebogenen Nasenrücken. Der mächtige Vollbart spielte stark ins Graue hinüber, wie auch das nach rückwärts wallende, spärlich werdende, einst blonde Haar. In sein Antlit hatte ein harter Daseinskampf eherne Spuren gezeichnet.

Ludwig Anzengruber hieß der Recke, Redakteur der Zeitschrift "Figaro" war er und ein

Von einer Jodwasserkur in Bad Hall zurücksgesehrt, hatte Anzengruber an einem Juniabend des Jahres 1889 seinen intimen Freundeskreis um sich versammelt zur Vorlesung seines Werstes "Der Fleck auf der Ehr". Das dreiaktige Volkstück hatte er als Eröffnungsvorstellung für das neue "Wiener Deutsche Volkstheater" geschrieben. Nun erwartete er den Urteilsspruch

der Intimen.

Im Sitzimmer, das an den Arbeitsraum grenzte, lauschten die Getreuen den Worten des Dichters. Der las meisterlich vor, ging auf in den Charakteren seiner Gestalten, entrollte Schicksale, schuf Stimmungen. Lebenswärme atmete alles. Die Freunde waren aufmerksame Zuhörer und folgten willig der Handlung.

Nach der Vorlesung behaupteten der Literarshistoriker Anton Bettelheim und Vincenz Chiasvacci, der humorvolle Schriftsteller, daß die Eröffnungsvorstellung im Deutschen Volkstheater ein durchschlagender Erfolg sein werde. Andere stimmten ihnen bei. Da ging ein Sonsnenstrahl über das Antlitz des Meisters...

Sternenklar war die Sommernacht, als die Freunde in köstlicher Stimmung nach Hause gingen. Anzengruber aber saß noch lange vor seinem Manuskript am Schreibtisch und blickte zum Bild seiner Mutter auf. Die hatte an seiner Seite gekämpft als echte Dichtermutter, war tapfer geblieben im Ringen eines Jahrzehntstrotz aller Mißerfolge...

Die silberne Sternenpracht draußen am nächt= lichen Himmel schien Gedanken zu beleben, Er= innerungen aufzuwecken aus der Vergangenheit.

Eine Schauspielertruppe wanderte durch das Land, von Ort zu Ort. Unter ihnen ein Episobenspieler und unbekannter Schriftsteller mit seiner Mutter. Ein Mädchen im grauen Gewande begleitete die Thespiskärrner; ein dürres Männlein schlich sich hinter ihnen drein und kicherte schadenfroh vor sich hin. Elend und Hunger hießen die beiden. Doch unbeirrt rührte

der Episodenspieler die Feder, schrieb Dramen um seiner Ideale und des lieben Brotes willen. Dreizehn Schauspiele hatte er vollendet, als der erste Erfolg winkte; dreizehn Gulden war der Lohn. Und weiter ging der Kampf, und weiter zogen die Komödianten, zehn Jahre ohne Lichtblick, dis er, vom Leben hart mitgenommen, mit seiner Mutter in Wien landete. Da raffte er sich noch einmal zu einem Volksstück auf. Er nannte es: "Der Pfarrer von Kirchseld". —

Anerkennung? — Anzengruber wagte sie nicht zu erhoffen, als er unerkannt in siebershafter Erwartung am 5. November 1870 unter den Zuschauern im Theater an der Wien saß. Als sich der Borhang zum dritten Mal senkte, rief man nach dem Verfasser. Doch der rührte sich nicht. Halb Jubel, halb Schmerz kämpste in ihm; die Begeisterung der Zuschauer konnte er nicht fassen. Am Schlusse des Schauspiels lastete ringsum ein ergriffenes Schweigen. Er verkannte es, schlich sich verzagt aus dem Theater, nach Hause in seine armselige Kammer in der Waisenhausgasse.

Und doch war es ein großer Erfolg. "Der Pfarrer von Kirchfeld" ging über alle Bühnen.

An einem Maientage des folgenden Jahres blickte Ludwig Anzengruber zum ersten Mal Peter Rosegger in die Augen, und ihre Gläser erklangen zur dauernden Freundschaft.

Es folgten weitere Meisterwerke, doch das Theaterglück wandte sich von ihm ab; die Sorge blieb seine hartnäckige Begleiterin.

Dann starb die Mutter, das war sein größter Schmerz.

Aus dem Erdgeschoß hörte Anzengruber die Stimme seiner Frau. Ein Schatten flog über sein Gesicht. Ernste Gedanken mußten es sein, die ihn bedrängten. Er stand auf, trat an den braunen Schriftkasten heran und nahm ein beschriebenes Blatt heraus. Eine Weile blickte er darauf nieder, dann legte er es mit einer plötzlichen Haft in den Kasten zurück. Später sand man es in seinem Nachlaß: "Ein fremdes Element in mein Leben hineingetragen durch das Weib, durch das schmerzliche Erwachen aus Träumen der Jugend..."

Ein guter Teil seiner Sorgen stand zwischen den Zeilen. —

In der "Anzengrube", am sonst so gemütlichen Stammtisch, waren die Freunde an einem Augustabend Zeugen eines heftigen Schmerzensausbruches, darin das "fremde Element" fatastrophal gipfelte. Es war zur Entscheidung gekommen. Die Frau verließ nach sechzehnjäh= riger Che sein Haus, und seine Kinder gingen mit ihr. —

Das bescheidene Heim in Penzig, das der Dichter trotz aller Einfachheit liebte, wurde uns haltbar. Im Herbst zog er nach Wien in eine Mietwohnung in der Gumpendorfer Straße.

Der große Tag der Eröffnungsvorstellung im Wiener Deutschen Volkstheater rückte heran. Er wurde ein Ereignis großen Stils. Neben Naimund und Nestron blickte vom Plasond das Vild Ludwig Anzengrubers auf die Zuschauermenge herab. Ein Jubel durcheilte die Reihen des Publikums, als Ausdruck des Willsommensgrußes für den Dichter. Der stand schweizgend und tief ergriffen an der Seite Roseggers, umringt von Freunden und Verehrern. Und über allem Glanz und Trubel, doch nur dem geistigen Auge sichtbar, zuckten die Worte auf in heiliger Flammenschrift: "Laßt uns gutmachen, was wir versäumten!"

Das war das erhabenste Ziel des neuen Musentempels. Man hatte sich an den Meister des Volksstücks erinnert, der trotz des Pfarrers von Kirchfeld, des Meineidbauern, der Kreuzelschreiber und wie alle die Meisterwerke hießen, viele Jahre von den Theatern gar zu stiefmüt= terlich behandelt worden war. Zudem wütete der Rotstift der Zensur barbarisch in unsterb= lichen Werken. Doch nun hatte man zu dem Dichter zurückgefunden, ein Jubel umbrauste ihn. Heilsrufe tönten ihm entgegen, bevor noch der Vorhang zum ersten Mal aufging. Und immer gigantischer wogte der Beifall empor von Aft zu Aft, und immer höher schwoll die tosende Begeisterung. Dann stand Ludwig blaß und überwältigt von den Empfindungen, die auf ihn einstürmten, auf der Bühne. Ein mächtiger Lorbeerfranz wurde ihm überreicht. Auf der Schleife standen fünf Worte in großer Schrift, jene Worte, die er selbst dem Wurzelsepp im "Pfarrer" in den Mund gelegt hatte: "Du bist doch der Rechte!"

In der Nacht, die dem Festabend folgte, fand der Meister lange keinen Schlaf. Der Jubel brauste in ihm nach und versöhnte ihn mit den Bitternissen seiner Lebensersahrung. Doch aus einem fernen Winkel, aufleuchtend im Sekundenschlag, höhnten zwei Worte wie die Phantasie der Nacht: "Zu spät!" — Aber die edle Seele verneigte sich dankend und schüttelte das Haupt:

"Behalte mein Andenken! Keine Vergangenheit, keine Gegenwart — alles Zukunft!"

Ernst und still eilten die Freunde während der ersten Dezembertage in das Haus in der Gumpendorfer Straße. Bon nah und sern kamen sie an das Krankenlager. Und wie der Dichter früher durchs Leben schritt, nicht achtend der Dornen des Weges, die ihm blutende Wunsden rissen, so erledigte er auch jetzt noch auf dem Krankenbette getreulich die Redaktionsarbeiten für den "Figaro".

Aber es kam ein Tag, da er ein Blatt in der Hand hielt, da er arbeiten wollte und nicht mehr konnte. Sein müder Blick streifte den Lorbeerskranz an der Wand.

War nicht jedes Blatt ein Lob und Dank für sich, froch nicht aus jedem eine Gestalt hervor, sich aufreckend zur vollen Größe? Der Wurzel= sepp, der Pfarrer Hell, der Meineidbauer, der Steinklopferhanns, die kluge Annerl, die Hor= lacherlies und alle die andern genial hingestell= ten Bauern-Charaktere. Und sie umringten ihren müden Meister und verbeugten sich vor ihm. Das Bild der Mutter an der Wand be= gann Leben zu atmen, trat aus dem Rahmen, wurde Fleisch und Blut. Die Dichtermutter, die treuste Freundin seines Lebens, setzte sich an das Bett des franken Sohnes. Ihre kühle Hand berührte seine Stirn, ihre Augen suchten seinen Blick. Im Auflodern der heiligen Flamme der Liebe zogen sich die Gestalten zurück, die demütig ihren Schöpfer umringten. Schemen husch= ten an hoher Warte vorüber, nur Ausdruck ohne übergang, wie das Werk eines Expressionisten. Und die Fata Morgana zerrann in ein Nichts.

Noch immer hielt Anzengruber das Blatt in der Hand. Wer hatte es ihm gereicht? Bettelsheim? Chiavacci? Ernst Juch, der Karikaturist? Oder der alte Schlögl? — Wie verworren, wie sprunghaft war der Geist geworden! Anordnen wollte er dieses und jenes, etwas schreiben für den "Figaro", irgend etwas, eine Redakstionsbemerkung.

Es ging nicht. Ermattet sank er in die Kissen zurück. Der Mund bewegte sich: "Mir fallt nix ein, ich bin ein armes Hunderl."

Die Worte gehen von Mund zu Mund, von Freund zu Freund, eilen flüsternd durch die Straßen der Stadt und flüchten zum Volke als demütiges Bekenntnis seines Meisters. "Mir fallt nir ein, ich bin ein armes Hunderl," hat

Ludwig Anzengruber gesagt, der geniale Dich= ter und Schöpfer. —

Dichtgedrängt standen die Menschen an einem Dezembertage auf dem Wiener Zentralfriedhofe, als man den Volksdichter ins Chrengrab senkte. Trüb war der Tag, doch der Himmel hatte ein Einsehen. Schneeflocken sandte er herab. Die hüpften und sprangen durcheinander wie ein lustiges Völkchen, ganz, als wollten sie warnen wie der Steinklopferhanns: "Mit'm Traurigsein richt' mer nix, die Welt is a lustige Welt!"

Elegie.

Sieh', die gold'ne Sonne scheidet Ferne hinter Bergen blau, Stille liegt das Feld im Dunkel, Bald bedeckt von Nacht und Tau. Wie die Sonne, so entgleitet Dir, o Seele, einst dein Glück, Und es sinkt im Tau der Tränen Stille in die Nacht zurück. was Bouer.

Was wissen wir vom Bau der Erde?

Neue Forschungsergebnisse, von Universitätsprofessor Dr. C. Wagner.

Aftronomen und Physiker erklären beide, daß die Erde vor ungefähr drei Milliarden Jahren als ein Ball von glühenden Gasen geboren wor= den ist. Der Chemiker kann dieser Behauptung durchaus beistimmen: er hat seit Tausenden von Jahren die Stoffe durchforscht, in allen For= men lebendige und tote Materie analysiert und dabei gefunden, daß es zweiundneunzig chemische Grundstoffe geben mag, von denen wir neunzig fennen. Nun sind die meisten dieser Grund= stoffe oder Elemente zwar chemisch ganz und gar einheitlich, wir wissen indessen seit etwa zwanzig Jahren, daß sie physikalisch doch nicht einheitlich, sondern Gemische voneinander denkbar ähnlichen, nur durch ihre Schwere verschie= denen Atomen sind. Von wenigen Ausnahmen abgesehen ist aber das Verhältnis, in dem die verschieden schweren, sonst einander wie ein Ei dem anderen gleichenden Altome (die "Ifoto= pen") zum "Element" gemischt sind, unabänder= lich das gleiche. Ob wir Rupfer aus Afrika, aus Amerika, Europa oder Asien holen, wir finden stets, daß es aus der gleichen Zahl schwerer und leichter Atome zusammengesetzt ist. Diese Tat= sache können wir nur dann verstehen, wenn wir annehmen, daß die schweren und leichten Atome irgend einmal Gelegenheit gehabt haben, sich in der restlos vollkommensten Weise zu vermen= gen, das aber kann eben nur im Gaszustand ge= wesen sein.

Die Lebensgeschichte der Erde beginnt also auch für die Chemie mit dem Zustand der vollstommenen Mischung: dem Chaos. In der nun folgenden, sehr kurzen Zeitspanne von kaum zwanzigtausend Jahren tritt die erste starke Abstühlung ein, die erste seste Kruste bildet sich und damit ist schon der ganze Lebensweg dis zum erstarrten Greisenalter bestimmt: im glühenden

Casball ist die Chemie noch recht einfach. Von Atom zu Atom ist es weit und nur selten und von kurzer Dauer sind die Verbindungen, welche die Atome gleicher oder ungleicher Art miteinander eingehen. Es herrscht, wie man vielleicht sagen könnte, ein schrankenloser Individualismus des Atoms. Auch die Temperatur ist riesenhaft hoch. Erst wenn sie sinkt, wenn der Gasball sich zusammenzieht, wenn der Platsfür den einzelnen eng wird, erst dann gibt es eine Chemie der Erde.

Nun muß aber auch nach dem physikalischen Gesetz der Schwere das Chaos sich sondern. Schweres zu Schwerem, in den Kern des sich ballenden Planeten, Leichtes zu Leichtem an den äußersten Rand, wo die Atmosphäre an den Weltraum brandet. Ist nun die Erde etwa so gebaut, wie eine Zwiebel mit neunzig Säuten? Das schwerste der Elemente als Kern, das nächst leichtere als erste Schale und so fort bis zu den letzten im höchsten Luftraum? Nein, denn weil nun mit der physikalischen Sonderung nach der Schwere unweigerlich zugleich das zauberhaft verwickelte Wechselspiel zwischen den neunzig Elementen beginnt, das wir Chemie zu nennen gewohnt sind, geht die Entwicklung einen anderen Weg. Wie aber können wir davon etwas wissen? Sind unsere Kenntnisse besser gesichert als die Phantasien von Jules Verne? Es scheint doch so, seitdem die Chemie sich der Sache angenommen hat. Zunächst aber gab es noch physikalisch zu lernen. Man wog die Erde, gemes= sen war sie schon im Altertum. Nun rechnete man: wäre jedes Stück der Erde genau so schwer wie ein anderes, so müßte ein Liter der Masse 5½ Kilogramm wiegen, fünf einhalb mal so viel wie ein Liter Wasser. Aber die Masse der Erdkruste ist viel leichter — nicht